

IDENTITÄRES RAUSCHEN

Playlists des Populismus

Tom Holert



In einer mit der Spitzmarke ›Politik‹ versehenen Kolumne eines Magazins, das der »Kultur und Kritik« von »Pop« gewidmet ist, scheint das Thema ›Populismus‹ auf den ersten Blick bestens aufgehoben. Auf den zweiten Blick verfängt dieser Kurzschluss allerdings schon weniger. Denn poptheoretisch ist Populismus kaum erreichbar, so erfolgreich wurde der Begriff ›Pop‹ in den Jahrzehnten seiner theoretischen Ausarbeitung von jeder etymologischen Herkunft im ›populus‹, im Volk, separiert.

35

Man könnte auch, gegen manch anderslautende Vermutung, sagen: Das ›Populäre‹ als Sammelbegriff für von der Mehrheit einer Bevölkerung geteilte kulturelle Vorlieben hat in einer auf Differenz und Distinktion ausgelegten Popkultur keinen Platz. Verbindungen zu Volk und Volkskultur, aber auch zum ›demos‹ der politischen Theorie, sind – aus popimmanenten (und damit im besten Fall antiessentialistischen) Gründen – weder erwünscht noch vorhanden.

Andererseits sollten Populismus und das Populäre nicht gleichgesetzt werden. Populisten müssen nicht populär sein. Im Gegenteil laufen sie Gefahr, ihren Status als Kritiker des Establishments zu gefährden, wenn sie sich auf Mehrheiten und Mehrheitsmeinungen stützen. Schließlich mobilisieren populistische Parteien ihre Gefolgschaft mit dem Versprechen, den Politikbetrieb von außen oder unten, jedenfalls aus vermeintlich benachteiligter Position aufzumischen.

»Gerade dadurch, dass die Populisten auf die Zustimmung größerer Bevölkerungsteile verzichten und sich als Außenseiter hinstellen, gewinnen sie Glaubwürdigkeit unter ihren Anhängern«, sagt der Populismusforscher Frank Decker

und folgt darin dem Doyen der Populismustheorie, Ernesto Laclau, der in den 1970er Jahren formulierte: »Populism starts at the point where popular-democratic elements are presented as an antagonistic option against the ideology of the dominant bloc.« Der »National-Populismus« behauptete eine unmittelbare Verbindung zum Volk, das gegen einen korrupten, parasitären und kosmopolitischen, das heißt nicht länger am Erhalt des Nationalstaats interessierten Apparat der Eliten verteidigt werden müsse, schreibt der Politikwissenschaftler Nicolas Lebourg.

Die aus dieser Außenseiterrolle resultierende etwaige Popularität populistischer Politik verdankt sich allerdings nicht ausschließlich dem »Volk« (people, people, pueblo) als deren ideologischem Schlüsselreferent. Es sind vor allem die diskursiven Manipulationen am Begriff »Volk« selbst, mit denen Populisten ihre Agenda aussteuern. So randständig die Populistin auch agieren mag, sie tut es stets im Namen des »Volkswillens«, den zu hören und zu schützen sie antritt, aber zugleich fortwährend definiert.

Vor einigen Jahren wies Jacques Rancière in der »Libération« darauf hin, dass das Wort »Populismus« weder eine bestimmte Ideologie noch einen kohärenten politischen Stil bezeichnet, sondern in erster Linie dazu dient, im Namen »des Volkes« das Bild eines »gewissen Volkes« [un certain peuple] zu zeichnen, wobei allen Beteiligten eigentlich bekannt ist, dass »das Volk« [le peuple] als solches gar nicht existiert. Anstelle des einen Volkes hantieren die Populisten mit verschiedenen, antagonistischen »Figuren« des Volkes, die um bestimmte Formen der Versammlung, aber auch um spezifische Eigenarten, Fähigkeiten und Unfähigkeiten der unter diesem Begriff zusammengefassten Menge herum konstruiert werden.

Nicht selten ist »das Volk« für die Populisten (und noch viel mehr für diejenigen, die sich gegen den Populismus formieren) keine eindeutig positive Referenz, sondern das Objekt ablehnender Skepsis. Es mag zahlenmäßig in der Mehrheit sein, gilt aber – in einer ins neunzehnte Jahrhundert, auf Hippolyte Taine oder Gustave Le Bon zurückgehenden Tradition antipopulärer Politik – als unwissende und deshalb gefährliche Masse, die nur zu bereitwillig den Verführungen radikaler Charismatiker und Aufwiegler erliege, aber besser daran täte, sich der Führung besonnener Politiker und Parteien zu unterwerfen, bevor sie größeres Unheil anrichten kann.

Überdies stellt »das Volk« in seiner postmodernen und postkolonialen Heterogenität eine permanente Gefährdung der nationalen »Identität« dar. In Frankreich ist die Diskrepanz zwischen einer Bevölkerung, die nur in Teilen dem normativen Maß einer französischen Identität entspricht, etwa weil sie sich dem republikanischen Gebot des Laizismus verweigert, und den Beschwörungen einer idealen Harmonie von »Volk« und »Identität« heute besonders offenkundig.

Schon lange vor der Europawahl vom 25. Mai 2014 und den nicht einmal überraschenden Erfolgen von AfD (Alternative für Deutschland) oder Ukip (United Kingdom Independence Party) hatte sich der Front National unter der

neuen Führung von Marine Le Pen erfolgreich in Stellung gebracht. Die Tiraden von Vater Jean-Marie und dessen unverhohlenen Sympathisieren mit rechtsradikalem Gedankengut wurden von der Tochter schon während des Präsidentschaftswahlkampfes von 2012 durch einen vermeintlich moderateren und damit moderneren Ton abgedämpft.

Mit einiger Raffinesse bedient sich die ›Marinblaue‹ an dem von den staatlichen Institutionen längst praktizierten Exklusionsdiskurs gegenüber der ›Banlieue-Jugend‹, Einwanderern und anderen, die mit der populistischen Idee von nationaler ›Identität‹ nicht harmonieren oder gar dem Feindbild des ›grünen Faschismus‹ entsprechen. Die gängigen polizeilichen und juristischen Praktiken der Verweigerung des Zugangs zu Territorium und Arbeit übernahm Le Pen ebenfalls unverändert in ihre Programmatik. So konnte sie hinreichend deutlich machen, dass sie keineswegs eine extremistische Politik verfolge, sondern aus der Mitte oder Tiefe der französischen Verhältnisse heraus agiere. Nach Rancière musste Le Pen lediglich die »diskursive Sequenz« Muslim=Islamist=Nazi fortzuschreiben, die ohnehin »überall in der sogenannten republikanischen Prosa herumhängt«, um ihre rassistische Politik in die Legitimität eines das ganze politische Spektrum durchdringenden Ressentiments einzulagern.

»Ethnisierung Frankreichs« nennt der Anthropologe Jean-Loup Amselle die Identitätspolitik der Rechten und einiger Linken. Diese Politik produziere eine permanente, immer unverhohlener geführte Rede über »Zigeuner«, »Mann-Frauen«, »Gorillas«, »den Juden« und andere Gestalten, die dem burlesken Imaginären des Karnevals entsprungen scheinen, wie ein anderer Ethnologe, Michel Agier, schreibt, der in dieser Entfesselung der Sprache einen zentralen Aspekt des »identitären Rausches« und der »identitären Brutalität« der französischen Rechten erkennt.

›Identität‹ ist die Schlüsselvokabel der gegenwärtigen politischen und kulturellen Antagonismen in Frankreich, niemand kann sich ihrer Sogwirkung entziehen. Einer aus der alten Garde der ›Neuen Philosophen‹, Alain Finkielkraut, feierte mit seinem Essay »L'identité malheureuse« [Die unglückliche Identität] einen Publikumserfolg, der ihm aber das Problem einbrachte, sich gegen den allzu lauten Beifall von Rechtsaußen schützen zu müssen: »Die nationale Identität ist nicht das Eigentum des Front National«, erklärte er in einer Themenausgabe (»Der Krieg der Identität«) der »Revue des Deux Mondes« vom April 2014.

Um zurückzukommen zur eingangs angestellten Überlegung zum Verhältnis von Pop und Populismus, könnte man fragen, ob es in einer solchen Politik der Ethnisierung von Kultur, identitärer Schließungen und rhetorisch zur Schau getragener Volksnähe einen Platz für Popkultur gibt. Eine naheliegende Antwort wäre: Ja, aber nur in der Negation, wie in der antifaschistischen und anti-rassistischen Protestkultur, die seit den 1980er Jahren gegen den FN mobil macht. Sie reicht von Punkbands wie Bérurier Noir oder Rockensembles wie No One Is Innocent bis zu dem Neo-Chanson-Sänger und Schauspieler Benjamin

Biolay. Mit »Le vol noir«, einem Song, dessen Titel sich an eine Zeile aus den »Chant des partisans«, einer Hymne der Résistance, anlehnt, und den FN so mit der SS analogisiert, gliederte sich Biolay unmittelbar nach dem Europawahlerfolg des Front National in die antipopulistische Front der popmusikalischen Anti-FN-Aktivisten in Frankreich ein.

Bereits vor den Kommunalwahlen Ende März 2014 hatte Yannick Noah seine Single »Ma colère« vorgelegt. Der einstige Tennistar kamerunischer Herkunft und erklärte Gegner des früheren Präsidenten Sarkozy (nach dessen Wahlerfolg 2007 trug er sich mit Auswanderungsgedanken) hatte seit Mitte der 2000er Jahre eine überraschende Karriere als Popsänger gemacht. Der neue, sehr explizite Anti-FN-Song, den Sony Music mitten im Wahlkampf mit einem Video vermarktete, in dem die Trikolore als Leitmotiv einen ganz in Weiß gekleideten Noah begleitete, löste prompt die erwarteten Reaktionen aus. Mit Marine Le Pen und Florian Philippot meldeten sich beide Präsidenten der Partei gereizt zu Wort. Le Pen sprach von »Fahrstuhlmusik« und fand, dass ihre Gegner sich offenbar nur noch mit dem Griff in die Mottenkiste der 1980er Jahre zu behelfen wissen. Um den Song abzuqualifizieren, verwendete sie den Ausdruck »indigent«, der mit »bedürftig« übersetzt werden kann, aber natürlich auch eine gewisse Nähe zu »indigène« aufweist, angesichts eines schwarzen Prominenten und der üblichen Perfidie der FN-Verlautbarungen vermutlich kein Zufall.

38 Das Problem des Front National mit Yannick Noah ist dessen außerordentliche Popularität in Frankreich. Fast ununterbrochen landete Noah in den 2000er Jahren in Umfragen zur beliebtesten Persönlichkeit des Landes auf Platz eins. FN-Vizepräsident Philippot versuchte ihn daher, in eingeübter populistischer Rhetorik, als Vertreter eines überalterten Show-Establishments hinzustellen, als »großartiges Symbol« einer »mit Geld vollgestopften Kaste, die weit entfernt von den Realitäten des Volkes [réalités populaires] lebt und das Leben der Franzosen nicht mehr kennt.« Geschickt wurde von der Botschaft des Songs und der politischen Position des Sängers abgelenkt, um einen Angriff auf das System von Kultur und Unterhaltung, auf den Pop-Mainstream als solchen zu starten. Sieht man sich die anschließenden Wahlergebnisse an, offenbar nicht ganz ohne Erfolg.

Wo der Front National kulturell weniger als Inspiration für seine Gegner denn als Stichwortgeber für seine Anhänger fungiert, würde man dagegen Volksmusik und ähnlich rückwärtsgewandte, auf Heimatverbundenheit und Nationalromantik bauende kulturelle Praktiken erwarten. Aber damit läge man nur zum Teil richtig. Zwar hat Marine Le Pen, anlässlich der Präsidentschaftswahl 2012, als dringende kulturpolitische Aufgabe die Einrichtung von Zwanzig- bis Dreißig-Sekunden-Kultur-Werbespots in den großen Fernsehsendern gefordert, die Klassiker der französischen Literatur, wichtige Denkmäler oder Theaterstücke vor allem den Kindern näherbringen sollen. Und auf die Frage, ob sie zeitgenössische Kunst möge, antwortete Le Pen mit Entschiedenheit:

»Nein.« Dafür ließ sie aber durchblicken, dass sie Victor Hugo und Dustin Hoffman verehere, »La vie antérieure« von Baudelaire schätze, »Dr. House« ihre Lieblingsfernsehserie sei, das Gesamtwerk von Stephen King zu ihren heimlichen Leidenschaften zähle und ihr iPod nicht nur Chansons von Alain Barrière und Laurent Voulzy, sondern auch Lieder der britischen Sängerin Adele enthalte. Der Populismus zeigt sich hier letztlich in der Konstellation von Leitkulturdogmatik und einer Auswahl von Künstlerinnen und Vorlieben, die keineswegs auf französisches Kulturgut beschränkt ist, sondern einem franko-amerikanischen Konsensgeschmack entspricht, wie er auch unter den adressierten Wählern vermutet werden kann.

Die amerikanischen Präsidenten, und hier insbesondere Barack Obama, haben die Einblicke in ihre Playlists und Fernsehgewohnheiten stets strategisch ausgeschöpft – im Sinne jener Lacan'schen, von Slavoj Žižek popularisierten Theorie, nach der das Volk sein eigenes Genießen im charismatischen Führer verkörpert wiederfindet und letztlich am Wahntag sich selbst und eben dieses Genießen wählt. Marine Le Pen, die in ihren Wahlkampfauftritten lustvoll Jeanne d'Arc und Marianne, die beiden mythischen Frauenfiguren der französischen Nationalideologie in sich integriert, lässt ihren Körper auch durch solche Melodien, Texte und Bilder vibrieren, die den demoskopisch relevanten ästhetischen Nerv einer Wählerschaft treffen, die sich vom identitären Rausch ebenso wie vom Genießen der »Marinblauen« anstecken lässt.

Pop und Kultur, nicht unbedingt Popkultur, formieren sich so für die vor ethnischen Vermischungen ansonsten panisch zurückschreckende Politikerin zur »mixed zone« kuratierten Lebensstils. Das autoritäre »Schluss mit der Naivität, Schluss mit der Gleichgültigkeit«, mit dem Le Pen in den Tagen unmittelbar nach ihrem Erfolg bei den Europawahlen und dem antisemitischen Attentat vom 24. Mai 2014 im Jüdischen Museum von Brüssel, für das ein französischer Islamist verdächtigt wird, von Interview zu Interview zog, hat eine privat-öffentliche Kehrseite im kulturellen Konsumverhalten der Politikerin.

Freilich, der Stellenwert der iPod-Playlist für den politischen Erfolg, nicht nur von Marine Le Pen, ist kaum exakt zu bestimmen. Außer Frage steht zwar, dass der strategische Einsatz von Musik oder von werbewirksamen Einblicken in die Kulturkonsumgewohnheiten von Politikern in den post-politischen Inszenierungen von Politik immer größeren Platz beansprucht, wie der Medienwissenschaftler Matthew Jordan gezeigt hat. Aber im Falle rechtspopulistischer Parteien und ihres Führungspersonals ist der Pop-Populismus, den Barack Obama so perfekt beherrscht, letztlich eher störend, weil es bei den Populisten auf die – wie auch immer bigotte – Behauptung des Primats der Politik oder genauer: des Volkswillens ankommt. Wo aber eine homogene nationale Identität konstruiert wird, müssen auch die kulturellen Praktiken diesem Identitätsanspruch genügen. Und so kann – bis auf weiteres – der National-Populismus mit Popkultur ähnlich wenig anfangen wie Popkultur mit ihm. ◆